

Kleine Erinnerungen an einen grossen Mann

Autor(en): **H.W.**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 50

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kleine Erinnerungen an einen großen Mann.

Zum Tode von Prof. Dr. Alexander Tschirch.

Am 5. Dezember, das war Sonntag vor acht Tagen, im Abendnachrichtendienst von Beromünster, habe ich die Nachricht vom Hinschied von Professor Tschirch zuerst erfahren; am gleichen Abend noch ist mir dann aber von zwei Seiten angeläutet worden, ob ich „es“ gehört hätte. Ja, ich hatte es gehört, nur zu gut, und eigentlich habe ich an jenem Sonntagabend dann die ganze Zeit über an ihn gedacht, der nun, unerwarteter Weise für mich, dahingegangen sein sollte. Und mehr als einmal habe ich damals jene gelbe Chrysantheme betrachtet, die über meinem Tische hängt, und die er ein Jahr zuvor gemalt und mir erst kürzlich geschenkt hatte. Auch seine Photographie habe ich dann hervorgeholt, diejenige, die hier den Verblichenen noch einmal zeigt; er hatte sie mir als „seinem Verbindungsoffizier“, vor ein paar Monaten erst mit einer eigenhändigen Widmung verehrt.

Nicht daß ich ihm besonders nahe gestanden hätte. Ich hatte diesen Frühling und Sommer Gelegenheit, ihm von Berufes wegen einige kleinere Dienste zu erweisen und ihm bei der Veröffentlichung seiner letzten Schrift („Das Leben der Pflanze und ihre Seele“) ein wenig an die Hand zu gehen; das war alles. Vielleicht ein oder zwei Duzend mal bin ich bei ihm, in seinem „Khabarberschlößchen“ am Kollerweg, gewesen und habe dort meine Geschäfte abgewickelt; anschließend an diese hat er mich dann öfters noch auf eine halbe oder ganze Stunde bei sich behalten und mir seine Bilder und Briefmarken gezeigt; hin und wieder hat er mir auch aus seinem Leben erzählt oder die Gedanken entwickelt, die ihn gerade bewegten.

Und er war geistig erstaunlich regsam für seine 83 Jahre, kann ich versichern. Während ich noch mit den Korrekturbogen seines letzten Werkes, dem „Leben der Pflanze“, bei ihm ausging, hatte er bereits eine „Geschichte der Briefmarke“ begonnen und, zu seiner Erholung, alle seine bisherigen Publikationen zusammengestellt; erinnere ich mich recht, so ist diese Zusammenstellung 20 Druckseiten stark geworden und hat über 500 Titel registriert. Darunter befand sich aber u. a. ein so gewichtiges Werk wie das fünfbandige „Handbuch der Pharmakologie“, das Standardwerk dieses Gebietes. Uebrigens erinnere ich mich im Zusammenhang mit diesem Werk eines Ausspruches von Prof. Tschirch, der das „Dickebücherschreiben“ als eine typisch deutsche Eigenschaft an sich bemerkt haben wollte.

Daneben gab er sich aber jederzeit als der Kosmopolit, der er war; als Naturwissenschaftler erklärte er sich das jedoch vererbungstheoretisch. Von seinem Stammbaum zu sprechen war ihm, wenigstens mir gegenüber, überhaupt eine besondere Freude; ich habe natürlich das wenigste davon behalten, da diese Familiengeschichte überaus kompliziert gewesen zu sein scheint. Nur soviel ist mir in Erinnerung geblieben, daß er neben deutschem Adels- und Bürgerblut auch französisches und tschechisches Blut in seinen Adern rollen haben sollte. Der tschechischen Abstammung schrieb er die große Musikalität seiner Familie zu, die aber bei ihm selber, was er mit vielen Anekdoten und Schnurren zu belegen wußte, nicht vorhanden gewesen zu sein scheint.

So viel über Professor Tschirchs Musikalität. Wir sprachen aber von seinem Weltbürgertum, von seinen „internationalen Neigungen“, wie er das nannte. Und da wollte er sein Formgefühl auf seinen romanischen Blutzuschuß und Charaktereinschlag zurückführen, so wie er seine künstlerischen Neigungen aus seiner böhmisch-schlesischen Abstammung ableitete. Uebrigens erinnere ich mich, an der Seitenwand seines Schreibtisches eine Wappentafel gesehen zu haben, die seinem angeblichen böhmischen Ahnherren, dem Reichsfreiherrn Tschirch von Siegfstätten gehört haben sollte. Professor Tschirch hatte aber dessen Adel, wie auch das Wappen für sich nicht übernommen, da ihm, wie er sagte, wenigstens im letzten „zuviel Rindvieh“ vorkam.

Mehr als einmal hat er zu mir bemerkt, daß an ihm eigentlich ein Dichter verloren gegangen sei, — an ihm, einem Gelehrten von Weltruf, der vierfache Ehrendoktor und Ehrenmitglied von etwa 40 wissenschaftlichen Gesellschaften war. Zeit seines Lebens hat er aber doch immerzu gedichtet; so habe ich für ihn auch ein Gedicht abgeschrieben, das er gemacht hatte, als er das erste Exemplar seiner Schrift „Das Leben der Pflanze“ in Händen hielt.

Und das war vielleicht so unnötig nicht gewesen, damit es jemand lesen konnte; das Abschreiben nämlich. Professor Tschirch schrieb eine Hand, von der ein Direktor des Eidg. Gesundheitsamtes, der Name ist mir entfallen, gesagt haben sollte, daß sie sich zwar äußerlich sehr gut präsentiere, daß sie aber vollkommen unleserlich sei. Das war vielleicht etwas übertrieben, ich habe sie jedenfalls mit der Zeit sehr gut zu lesen verstanden; aber das war schon wahr, daß sie, wie der ganze Mann überhaupt, äußerst eigenwillig, jedoch auch wunderbar ausgeformt und bildkräftig, fast wie gemacht wirkte.

Und das war wohl auch kein Zufall, war doch Professor Tschirch, wenigstens in seinen höhern Jahren, ein unglaublich fleißiger Maler. Er hatte sich mir gegenüber einmal beklagt, durch sein Herzleiden an seine Stube gefesselt zu sein, worauf ich ihn damit getröstet hatte, daß ein Mann, der so weit in der Welt herumgekommen sei wie er, zu einer solchen Klage eigentlich gar kein Recht habe. Darin hat er mir dann auch beige-pflichtet und dafür dicke Mappen mit Aquarellen, insonderheit aus dem Tessin, hervorgefucht und vor mir ausgebreitet; auch Photographien aus Indien hat er mir übrigens bei dieser Gelegenheit gezeigt.

Seine ganz besondere Liebe gehörte aber den Blumen, mit denen er gleichsam auf du und du stand, und die er so oft gemalt hat, daß diese Bilder gar nicht zu zählen sind. Als Krone der Schöpfung bezeichnete er den Löwenzahn; Gartennelken und Rosen gefielen ihm weniger, er hat sie einmal — *sit venia verbo* — die Dirnen unter den Blumen genannt. Gemalt hat er sie aber dennoch.

Der ihm aber das Malen beigebracht hat, war kein anderer als Fritz Widmann, der erst vor ein paar Jahren gestorbene Schweizer Maler. Von Albert Welti erzählte mir aber Professor Tschirch, daß er sich ihm als der Mann vorgestellt hätte, der „den wüsten Tellenbuben“ (auf den Briefmarken) gemacht hätte. Uebrigens hat er mir von Welti auch sonst sehr viel erzählt; leider habe ich manches vergessen, es waren aber sehr charakteristische und starke Stücke darunter.

Und nun ist also auch Professor Tschirch selber lediglich noch eine Erinnerung für mich, nun ist auch er, sehr gefast, wie ich mir denke, dahingegangen. Ich habe im letzten Frühjahr, als es ihm eine Zeitlang sehr schlecht ging, zwei oder dreimal an seinem Krankenbette gefessen; schon damals war er mit dem Gedanken an seinen Tod durchaus vertraut. Und ich entfinne mich auch, dabei mit ihm über die Unsterblichkeit und das Leben nach dem Tode gesprochen zu haben. Einige seiner Gedanken sind dabei wohl über meine Fassungskraft gegangen, daß ich sie nun in keiner Weise mehr zu formulieren weiß. Soviel glaube ich aber doch bemerkt zu haben, daß er an ein „Fatum“ glaubte, das er sich etwa in der Art „vorstellte“, wie Plato das „farblose, gestaltlose, stofflose, wahrhaft seiende Wesen“, das die „unsterblichen Seelen“ sehen, wenn sie auf dem Rücken des Himmels stehen und sehen, was außerhalb ist. Nur eben, daß er das „Fatum“ nannte. Von der persönlichen Unsterblichkeit, glaube ich, hat er aber nicht viel gehalten. Soweit das an ihm lag, konnte er darauf verzichten: er für sein Teil hatte genug geleistet in seinem Leben.

H. W.